

(Nachdruck verboten.)

19]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Die Schneiderin hielt Ursula zurück und winkte ihr mit den Augen.

„Daß guat sei!“ hieß das.

Und noch ein bedeutender Blick sagte der Erzürnten, daß es an diesem Tag keine Aufregung geben dürfe, wegen des Alten, wegen des Kaspar, wegen alles möglichen.

Ursula verstand die Baise und knurrte etwas Unverständliches vor sich hin, und es war ganz gewiß etwas Beleidigendes.

„Uebahaupts is dös gar it de Besch“, fing die Benzi wieder an; „de da geit mehra.“ Sie stieß mit dem Gabelstiel eine Kuh an, die näher bei ihr stand.

Die Schneiderin schaute aber nicht das Tier, sondern die Magd prüfend von der Seite an und drehte sich geringschäftig weg, ohne eine Antwort zu geben.

Sie ging die andere Reihe entlang und fand immer wieder einen Grund, den Kopf mit Mißbilligung zu schütteln.

„Mi siecht aa, daß 's Ater (Enter) it ganz sauba g'halt'n is, und do bin i hoakti. Val i dös dahoam mirk, jag i oani auf da Stell dabo; und red'n laß i übahaupts meine Deanstbot'n gar nix. I valang d' Arbet, und firtil!“

„Waar no i Herr, nacha waar 's bei ins g'rad a so!“ sagte Ursula.

„Aba du bischt it Herr!“ dachte sich die Benzi. „Und red'ts no zua, weg'n meina. I pah auf dös gar it auf.“

Nach dem Essen setzten sich die zwei einträchtigen Frauenzimmer zu einem langen Diskurse in die Küche; es fehlte nicht an Nudeln (Gebäck) und Kaffee, und auch nicht am Gegenstande, über den sich vieles sagen ließ.

„Siehst, Urschula, jekt weil's d' ma du mehra vazählt hoischt, moan i, es waar it gar so weit g'feit. Dös war a b'juffane Gaudi, und es waar g'scheidta g'wen, du hättst nix dagleicha tho.“

„Mi to do aa 's Mäu it halt'n, bal mi so was spannt (merkt) ...“

„Freili funnt ma 's halt'n, aba du bischt halt no it alt gnuu und kennst di no z' weng aus in da Welt. Mi wundert 's gar it so viel, daß dei Bata de Dummheit g'macht hot.“

„Du bischt guat troffa, Basell! B'erscht hoischt aba ganz anderst g'rad.“

„I lob 's jekt aa it, und foa richtiga Mensch werd da anderst g'sinnt sei. Val so was vorkommt, is ja scho da Reschpekt bei de Deanstbot'n nimma vorhand'n.“

„No also!“

„Aba wundern thuat 's mi it, sag i, weil d' Mannsbilda allsammete so san, bal i' z' viel Bier hamn.“

„Bon dem dein' glaabst d' na so was do it?“

„Moanscht?“

„I möcht di it seh'n, wann du an sellan Badacht hättst.“

„An Badacht hon i foan, und i glaab it, daß was fürnimt, aba frau'n thua'r i eahm gar it.“

„Geah?“

„Na, gar it. Freili, unta da Woach und bei da Arbeit und so, da woach i scho, daß sie nix seit, aba bal a grad am Sonntag a wengl rauschi hoamtam und stand eahm so a schlech'ts Luada hi, na waar glei was g'sehg'n.“

„Da waar mi ja oiwei (alleweil) in da G'fahr!“

„Mi muach halt Obacht geb'n, Urschula.“

„Na, dös sag i glei, bal i so was glaabet, lasset i auf und dabo.“

„Mi lassst it so g'schwind.“

„I scho; und bal i dös wissat, daß da Kaschpa aa'r auf dera Seit'n waar, na möcht i liaba it heireth'n.“

„Na muacht d' Iedi bleib'n, weil oana is wie da'r ander.“

„Du jagst ma was schön's!“

„Schaug, Urschula, i will da was vazähl'n; i hon den mein aa'r amal darwisch, wiar' a so scho staad (still) b'juffa bei da Witterdirn hibe i g'stanna is und a weng deutli mit die Gänd' g'rad't hot. G'rad liab waar er g'went!“

„Aba da bischt drei'g'fahr'n?“

„Na, dös sell hon i gar it tho. I ho mi g'stellt, als wenn i gar nix g'seh'n hätt, und hon eahm scho tho, als wiar' an Krank'n, und hon an in 's Bett eini bracht, und da hot a fein Stauch und sei Dummheit ausg'schlafa; sie san ja gar it so scharf, als wie i' thean, und de mehra Zeit san i' froh, bal i' eahnan Stauch hamn.“

„Da müacht inferoans oiwei auf da Pah steh?“

„A bissel Obacht geb'n braucht 's scho; und de G'leg'nheit auf d' Seit'n ramma, dös is a Hauptfach.“

„Setzt muach i dir scho jag'n, Basell, daß mei Freud g'ringa wor'n is.“

„Ja, g'rad weg'n an scho' hamn und weg'n da Zuschtbarfeit braucht ma'r it heireth'n, mei liab's Madl; do werd da no viel untakemma, was da'r it g'falt. S' Kinda kriag'n is it lutschi, und 's Kinda war'n aa it; aba 's muach amal sei, und Iedi bleib'n is dös allaschlechtast. Da woach oans auf oamal nimma, wo 's hi'g'hört; und als Bäurin auf sein Sach hoda (in seinem Anwesen sitzen), is it zu'n varacht'n.“

„Aba bal's was werd mit 'n Kaschpa, na muach a ma an eigna Schmir ableg'n, daß er nia an anderne o'schaugt.“

„Da wurd' a bald meineidi. No, gar z' jäsiach (schlimm) berst d' as aa it fürstell'n. Bei an junga Bauern is de G'fahr it so groß; dös sell'n hamn mehra Stolz und mehra Eisa zu'n regier'n, aba bal's amal über 'n vierzga umi gengan, nacha muach mi guat aufpass'n. Do kemman 's in zwoat'n Saft und schlag'n no mal aus, und g'schledig (nacktschloß) waarn i' nacha'r aa, und passet eahna so a bissel an Abwechslung. Do kam 's eahna glei für, als wenn i' scho lang gnuu bei oana blieb'n waar'n, und sie san viel dümma. Val si da oani o'schmeichelt, glaab'n i' ihr mehra und hör'n 's gern, daß i' no' was taug'n.“

„Auf dös pah i amal guat auf.“

„Aba'r it grob sei und it streit'n, firscht bild'n i' eahna an Stolz ei, daß sie 's erscht recht thean. Uebahaupts, mirk da dös: de Mannsbilda muach mi oiwei auf 'n Glaab'n lass'n, daß all's nach eahnan Kopf geht. Mi thean ja do de mehra Zeit, was mi mög'n; aba zoag'n derfen mi dös it, und d' Kas'n derf'n mi eahna it drauf stöß'n. Wo selm seh'n i' as it, weil i' so viel ei'bilderlich san und moanan, es so gar it anderst sei, als daß sie allsammete regier'n. De Freud muach mi eahna lass'n, und na red'n i' recht g'scheit an Wirtshaus und in da Smoa (Gemeinde), aba staad und hoamtli hamn mi 's Gest in da Hand.“

Die Schneiderin zwinkerte bedeutsam ihrem Schützling zu und tauchte eine Nudel in den Kaffee; die Ursula aber hielt sich die Hand vors Maul und lachte voll Verständnis und sah die Zukunft wieder in schöneren Farben.

„Indem warf sie aber einen Blick auf die Uhr und rief:“

„Jestas, jekt is scho zwoa, und da Kaschpa is no it da!“

„Der bleibt it aus, und mi hamn ins glei besa untahalt'n, weil er it da war.“

„Genga ma für, na seh'n ma 'n vielleicht femma.“

„Bo mir aus!“ sagte die Schneiderin, und sie gingen in die Stube und schauten vom Fenster aus in den Hof.

Es war wieder Trankzeit, in der die Küche Wasser zu kriegen hatten, und darum stand Benzi wieder am Brunnen und pumpte mit kräftigen Armen.

„Siehst d', Urschula,“ sagte die Baise, „dös leid i net, daß sie de Weibsbilda d' Röd gar so hoch aufschlag'n.“

„So oane schwant si ja it!“

„De amal g'wis it! Schaug i' no grad o! Wis zu de Strumpfbändln siecht ma'r ihr auf!“

„Wart', i schrei ihr g'schwind!“

Ursula wollte das Fenster öffnen, aber die Schneiderin hinderte sie daran.

„Daß 's guat sei jekt; da kimmt grad da Kaschpa eina.“

Der Brückbauer schlenkerte gemächlich durch die Einfahrt; und wie er die Benzi sah, schob er den Gut zurück und piffte lachend durch die Zähne.

Er trat von hinten an sie heran und klopfte ihr mit dem Stecken derb auf die Waden.

Sie fuhr herum:

„Du hoischt mi aba daschredt!“

„Bischt du so g'schredt, Madl? Siehst gar it aus danach.“

„Wal's d' ma du auf d' Gay'n (Beine) haust!“
 „S ho g'rad seh'n woll'n, ob i' it ausg'stopft san.“
 „Sa freili, i wer i' ausstopfa.“
 „Saggera Hof'nzwickel!“ lachte der Kaspar und schob den Hut vertwegen aufs Ohr.
 Aber die Benzi hatte mit einem schnellen Blick die zwei Frauenzimmer am Fenster gesehen.

„Geah zua!“ sagte sie. „Dah mi mei Arbet thoa; i ho toa Zeit it für Dummheit'n.“

Da besann sich der junge Brudlbauer, daß er auf fremdem Grund und auf Freiersfüßen stehe, und ging von ihr weg nach dem Hause zu.

Die Ursula atmete schwer, und ihre Augen funkelten.

„Goscht d' as g'leh'n, Wasel?“
 „Ja no, jetzt sei no staad! Mit an Krach derfst d' it o'fanga; bei'n Hoamfahr'n sag i 's eahm na scho, daß a sie schama soll.“

„So a Schlamp'n (schmieriges Weibsbild!“ schnaufte die Ursula und hatte große Mühe, ein freundliches Gesicht aufzusetzen.

Und setzte es aber doch auf, wie nun ihr Zukünftiger eintrat.

Der Schormayer war mit seiner Arbeit im Holz fertig und machte sich auf die Heimfahrt. Seine Gänge zottelten Schritt für Schritt durch den Wald, schläfrig und faul; aber der Bauer trieb sie nicht an, sondern ging tief sinnig hinter dem Schlitten her.

Das Geständnis der Benzi hatte ihn den ganzen Tag nicht losgelassen.

Das ging schon mit dem Teufel zu, daß eine allereinzige Dummheit gleich seine Folgen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

3)

Luls.

Von Wilhelm Holzamer.

Dann wurde in der hohen Erntezeit nach dreitägigen Schmerzen in einer großen Mattigkeit der kleine Pantraz geboren. Und als sie ihn sah in seiner Wiege liegen, hatte sie weiter keinen Gedanken, als nur den, daß er nun glücklich geboren sei, daß er lebe. Das packte sie ganz, daß er lebe — und es war das einzige Bewußte in dem Traumbestand ihrer Schwäche. Sein Vater trank sein Wohl und sah sich selbst in ihm — ihr genügte sein Dasein. Sie war nicht stolz, nicht glücklich, sie war nur müde, und es war ihr so wohligh schwach in ihrem halben Schlummer und ihrer wachen Unbewußtheit.

Ihr Puls war schwach — kaum zum Flüstern reichten ihre Kräfte. Ihre Brust blieb leer. Ihr Mann wehrte und wehrte sich gegen die Erkenntnis, die Amme machte alle Versuche — auch solche des Volksglaubens — und versuchte alle Mittel. Nichts konnte helfen, und der Vater mußte sich der unerbittlichen Natur und ihrer Erkenntnis fügen: es wurde eine Kuh auf Trodenfutter gestellt und der kleine Pantraz mit der Flasche ernährt. Er trank tüchtig und schlief viel und war rund wie ein Apfel. Seine Mutter lag in dem Bett neben seiner Wiege und dämmerte in ihrer Schwäche hin. Einmal, nach acht Tagen, richtete sie sich in einer schwülen Nacht etwas auf und fragte: „Lebt er?“

„Er lebt und ist gesund, fest und pausbädig,“ antwortete der Winternheimer.

„So“, flüsterte sie, „dann ist's gut.“

Den Winternheimer packte die Angst.
 Er neigte sich über sie und flüsterte:

„Warum meinst Du, Luls, und was ist Dir?“

„Es ist gut, daß er lebt, mein ich nur,“ und sie lächelte dabei, wie er sie nie lächeln gesehen hatte, so glücklich, daß es ihm wehe tat.

Dann riß er den Schellenzug, der über seinem Bette angebracht war, ein gesticktes Band, fast so alt wie der Hof, und als leise eine Magd an die Tür geschlichen kam, öffnete er sie ein wenig und flüsterte mit fast zugeknürter Kehle hinaus:

„Lauf — lauf zum Doktor Siebert — lauf — und er soll gleich kommen, gleich!“

Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, dann faßte er sich. Er richtete sich ein wenig auf und blickte dann forschend zu seiner Frau. Sie ruhte und schlief, und alles war sonst in ihren Zügen, und ein Schein von dieser Bestrahlung war in ihnen, die ihm vorher so wehe getan hatte an ihr. Sie war schön. Sie war sehr, sehr schön.

Sie ist die allerschönste von den Kapeßer, mußte er denken.

Er legte seine schwere Hand leicht auf ihren Scheitel.

Sie zuckte nicht. Er ließ sie darauf liegen und stand unbeweglich. Er dachte gar nicht an sein Kind. Nur an sein Weib dachte er.

So stand er noch, als der Arzt kam.

Der Doktor Siebert war ein vorsichtiges, kleines Männchen mit runder Augen. Er hatte einen großen, weißen Bart, wie ein Mönch, viereckig geschnitten und langsträhmig, und seine Hand war so klein wie eine Mädchenhand.

„Lassen Sie mich allein, Winternheimer,“ bat er. Und wo des Winternheimer große Hand gelegen hatte, da legte er seine kleine hin.

„Gehen Sie hinaus, Winternheimer,“ bat er noch einmal. Sochte zog sich die Türe hinter dem Winternheimer zu.

Und der Arzt nahm nun die Hand der Frau und zählte ihren Puls und steckte ihr vorsichtig das Fieberthermometer in die Schulterhöhle.

Dann saß er still auf dem Stuhle neben dem Bett und beobachtete die Kranke.

Raum bemerkbar ging der Puls, schwächer und schwächer wurde er unter dem Finger des Arztes.

Er hielt ihr ein Niesfläschchen unter die Nase. Der Atem belebte sich ein wenig.

Der Doktor beugte sich über und blies ihr ein wenig die Schläfen an, die er mit Wasser befeuchtet hatte. Dann ließ er sich Effig kommen — es war kein Laut im Hause — kein Schritt war hörbar.

Das Kind schmaßte.

Der Doktor bemühte sich um die Kranke.

Der erste Hahn schrie — aber zwischen den Vorhängen der freie Streifen leuchtete sich noch nicht.

Der Winternheimer erschien zaghaft in der Tür.

„Wie alt ist sie?“ fragte der Doktor.

„Im fünfunddreißigsten.“

Der Arzt wiegte das Haupt.

Dann war's lange still.

Doktor Siebert besprengte die Kranke von Zeit zu Zeit mit Effig und benehte ihre Lippen.

„Stirbt sie?“ fragte der Winternheimer.

Seine Stimme röchelte dabei, so daß er sich an die Kehle faßte, den rauhen Ton zurückzuhalten.

Das Kind schmaßte heftiger.

Der Arzt antwortete nicht.

Die Kranke streckte sich ein wenig — ein Stöhnen preßte sich aus ihrer Brust.

Der freie Streifen zwischen den Vorhängen wurde licht von der aufgehenden Sonne — der Schein von ihm ging über ihr Bett und zitterte ein wenig.

„Lebt sie denn noch?“ fragte der Winternheimer. Die Kranke schlug einmal groß die Augen auf.

Der Winternheimer wollte nahe ans Bett herantreten, der Arzt faßte ihn bei der Hand und hielt ihn zurück.

Und es war ganz still, als die beiden Männer ein wenig vorgebeugt an dem Bette standen.

Die Kranke gähnte ganz tief und krankhaft.

Der Arzt faßte fester die harte Bauernhand, für die die feine Nase der kaum mehr atmenden Frau. Sie zog nicht tiefer ein, und die Nasenflügel blieben ruhig.

„Wirb's gewonnen sein?“ fragte der Winternheimer.

„Sie ist tot,“ antwortete der Arzt — und der Bauer richtete sich bei diesem Worte hoch auf und sah ihn fest an. Aber der alte Arzt zuckte nicht mit der Wimper.

Die Hand des Winternheimer griff in die Kissen der Wiege, und seine Augen funkelten in heißem Grimm, als er seinen Knaben ansah.

„Winternheimer!“ mahnte der Arzt und sah ihn mit einem langen, strafenden Blick an.

Der große Mann fuhr zusammen und duckte sich — dann schlug er die Hände vors Gesicht und atmete schwer aus.

„Luls!“ stöhnte er — „Liebe Luls!“ — und es war eben so viel Liebe wie Weh in seiner Stimme.

Der Arzt nahm ihn an der Hand und führte ihn sachts beiseite.

„Sie ist verloschen wie ein Licht, Winternheimer — und es war nicht schwer für sie.“

Dann drückte er ihr die Augen zu, und der Bauer weinte schmerzlich in sich hinein.

So starb in der Nacht nach dem achten Tage seiner Geburt die Mutter des kleinen Pantraz, in dem Glück zu wissen, daß er lebte.

Auf dem Friedhof war ein frischer Hügel, und darauf stak ein Kreuz mit der Aufschrift: Elisabeth Winternheimer, geb. Kapeßer, und es hing nicht mehr und nicht weniger Leid an dem Grabe, als an den anderen Gräbern, es unterschied sich nur darin von den anderen, daß sein Schmerz frisch war. Der Winternheimer trug ihn mit einer dumpfen Verslossenheit, mit verbissener Mut. Er begriff ihn nicht. Warum hatte sie sterben müssen? Hatte sie nicht noch viel zu leben vor? Sie hatte ja nur das wenigste gelebt von dem, was ein Mensch zu leben hat. Und hätte sie's nicht leben können, ebenso gut wie die anderen — wie jede andere Frau und jede andere Mutter. Hätte sie's nicht noch viel besser leben können? Warum durfte sie's nicht? Durfte sie's ihrthalben oder feinetthalben, durfte sie's des Kindeswegen nicht? Des Kindes wegen? Seine Stirne wurde finster.

Und immer wieder sagte er sich: Sie hätte noch leben können

— und wenn sie sonst gar nichts gehabt hätte auf der Welt — und wenn sie alles verloren hätte — alles, wiederholte er mit Ansehen — sie hätte doch das Leben gehabt! Und gibt es mehr als das Leben. Und gibt es etwas Besseres!?

(Fortsetzung folgt.)

Fischerleben der Kjökkenmöddingerzeit.*)

Von Heinrich Cunow.

Während der letzten Perioden der Diluvialzeit hatte der Mensch Europas seinen Nahrungsspielraum mehr und mehr ausgeweitet. Die Fortschritte seiner Werkzeug- und Waffentechnik hatten die Jagderträge vermehrt; und neben der Jagd lieferte in seen- und flussreichen Gegenden der Fischfang wertvolle Beiträge zur täglichen Nahrung. Zudem hatte der Mensch nach und nach gelernt, die erbeuteten Jagdtiere und Fische auf Glühsteinen und Gerbplatten sorgfältiger zuzubereiten und durch Köpfen und Dörren einige Zeit zu konservieren, also schon für Zeiten des Nahrungsmangels vorzusehen. Auch hatte er, wie die aufgefundenen knöchernen Pfeilspitzen und Nadeln mit Öhren und Defen zum Durchziehen von dicken Fäden beweisen, längst begonnen, sich zum Schutz gegen die Kälte mit warmer Fellkleidung zu versehen.

Dennoch scheint der europäische Mensch in der Diluvialzeit nie bis zum rauhen Norden, dem heutigen Skandinavien und Nordrussland vorgedrungen zu sein. Diese Gebiete blieben vorerst für ihn unbewohnbar. Ihre weiten kalten Moossteppen, Schnee- und Eisfelder lockten ihn nicht. Wenn er auch in der Steppenperiode der dritten Zwischeneiszeit (der sogenannten Lösszeit) und der Nacheiszeit auf den mitteleuropäischen Steppen das Wildpferd und Renntier jagte, so blieb er doch im wesentlichen ein Waldmensch, der, wenn der Wald vor der vordringenden Kälte langsam nach Süden zurückwich und der Steppe Platz machte, ebenfalls mit nach Süden zog.

Im jüngsten Abschnitt der letzten Nacheiszeit, dem „Gefühlsstadium“, als das Waldgebiet, begünstigt von dem wärmeren feuchten Klima, sich immer weiter nach Norden vorschob und selbst in heutigen Dänemark und in Südschweden mächtige Waldungen aus der Tundra aufsprossen, wanderte jedoch der Mensch auch in Skandinavien ein; denn mit dem Wald zog auch die bisherige mitteleuropäische Waldfauna nach Norden, und ferner boten die Gewässer der heutigen Nordsee und Ostsee gute Gelegenheiten zum Fischfang. Zunächst lieferte noch, wie bisher, das Wild der neuentstehenden mächtigen Urwälder: Girsche, Rehe, Wildschweine, Bären, Wildhunde, Wölfe, Füchse, Wildkazen, Marber, Biber, Zigel usw., die Hauptnahrung; aber mehr und mehr suchten die vordringenden Herden die Seeufer auf, wo damals Seehunde, Austern (auch in der Ostsee war damals die Auster weit verbreitet), Herzmuscheln, Riesmuscheln, Strandschnecken und die zahlreichen Fischarten eine reichliche und leicht zu erlangende Nahrung boten. Die Fischerei wurde in steigendem Maße zum Hauptnahrungserwerb, um so mehr, als nach und nach der nordische Fischer gelernt hatte, sich durch Ausschöten großer Baumstämme Stücke Einbaumböte zu verschaffen, in denen er sich kühn auf das weite Meer hinauswagte. Er sah sich nun nicht mehr darauf beschränkt, sich mit den an der Küste lebenden Fischen zu begnügen. Auf schwalem schwankenden Boot fuhr er auf die hohe See hinaus und brachte reiche Beute an Hochseefischen in sein Stranddorfchen heim.

Deutlich läßt sich an dem Inhalt der nordischen Torfmoore nachweisen, wie sich diese Neubewaldung und die ihr folgende Einwanderung einer neuen Tierwelt aus dem Süden vollzogen hat. Nachdem sich die nordischen Gletscher völlig aus den tiefer gelegenen Gegenden zurückgezogen hatten, breitete sich weit über die einst vergletscherte und verschneite Fläche eine kahle Moossteppe aus, auf der nun an sumpfigen Stellen allerlei Nied- und Wollgräser aufschossen. Ihnen folgten die nordische Weide und Zwergbirke, Silberwurz und Steinbrech. Dann folgte, langsam von Süden vordringend die gewöhnliche Birke und die Bitterpappel, später auch die Kiefer und Fichte im Steppenboden Wurzel. Große Kiefernwaldungen dehnten sich nun über die einstige Tundra, bis sie mit zunehmender Wärme von der Esche, dem Spibahorn, der Erle und der Eiche, die große Waldgebiete bildete, verdrängt wurden. Aber auch diese Baumarten vermochten sich nur teilweise gegenüber den neueren Nachdringlingen zu behaupten. Als wieder ein leichter Kälterückschlag eintrat, drang siegreich die Buche vor, aus der noch

heute in Dänemark und Südschweden die meisten Wälder bestehen. Und im Gefolge der Kiefern, Eichen, Buchen wanderten zugleich das Wildschwein, der Auerochse, der Elch, der Hirsch, das Reh nach Norden, denen wieder, immer weiter in nördliche Regionen hinauf, der Mensch folgte.

Die Wirtschaftskultur dieser auf nordischem Boden zu Fischern gemordenen Einwanderer wird uns deutlich veranschaulicht durch die Kjökkenmöddinger oder Affaldhønger, das heißt die Küchenmüllhaufen und Abfallstätten, die in den verschiedensten Teilen Dänemarks, Norwegens, Schwedens aufgefunden sind. Es sind dies kleine flache Hügel, meist nur 2 bis 3 Meter hoch, doch oft 20 bis 40 Meter breit und teilweise mehrere hundert Meter lang, die dadurch entstanden sind, daß die Fischerbevölkerung der nahegelegenen Ansiedlung oder Ansiedlungen hierher die Speisefälle und den Unrat ihrer Haushaltungen trug und aufschüttete. Da der damalige skandinavische Fischer nur sehr selten seinen Wohnplatz wechselte und manche Ansiedlungen viele Jahrhunderte hintereinander bewohnt blieben, häufte sich Unrat auf Unrat, und oft mag der durch die Verwesung der faulenden Fischabfälle hervorgerufene widerliche Gestank die Luft verpestet haben, aber den primitiven Fischer der Kjökkenmöddingerzeit schreckte das nicht ab. Wie der Wildpferd- und Renntierjäger der vergangenen Diluvialzeit neben den verfaulenden, stinkenden Knochenlagern seiner Niederlassungen auch hielt, so hat auch neben diesen Riesenschuttbergen eine Generation nach der anderen gelebt; fühlen sich doch auch heute in manchen unserer deutschen Gegenden die Bauern ganz wohl in den neben stinkendem Mist- und Jauchegruben gelegenen, mit Kuh- und Schweinestall verbundenen Wohnhäusern.

Meist liegen derartige Müllhaufen an der Ost- und Südküste der dänischen Inseln und Schwedens. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß die skandinavischen Fischer sich vor zwölf- oder zehntausend Jahren — so alt mögen die allerältesten Kjökkenmöddinger ungefähr sein — sich aus irgendwelchen Gründen nicht gern an der Westküste angesiedelt haben. Die Westküsten Jütlands und Norwegens sind einst gerade so besiedelt gewesen wie die Ostküsten Skandinaviens, aber das Meer hat in der langen Periode, die seit jenen Ansiedlungen verfloßen ist, allmählich die einstige Westküste unterminiert und weggespült. Und zugleich hat sich die dortige Küste an manchen Stellen beträchtlich gesenkt, so daß die Müllhaufen unter den Wasserspiegel gerieten und dann von Brandungen und Sturmfluten weggerissen und zerstreut wurden.

Diese Küchenabfallhaufen enthalten uns bis ins einzelne die Lebensweise der damaligen Bewohner des Nordens. Wir erfahren, was diese gejagt, gefischt und gegessen haben. Am häufigsten sind in diesen Häufen die Schalen der Muscheln: Austern, Mies- und Herzmuscheln. Besonders scheint auf den dänischen Inseln und an der südschwedischen Küste die Auster zur täglichen Kost gehört zu haben, und es ist daher nicht ganz unberechtigt, wenn einzelne Prähistoriker die alten Bewohner jener Gegenden kurzweg als Muschelfresser bezeichnen. Daneben liegen die Gräten von Meeräaalen, Flundern, Dorschen und in neueren Abfallhaufen auch die Heberbleibel von Thun- und Schellfischen, Heringen, von Barten- und Bottwalen, Seehunden und Robben. Das beweist, daß schon damals auch Hochseefische auf dem Speisezettel gestanden haben und der Mensch, um sie zu fangen, mit seinen primitiven flachen Einbaumbooten sich weit hinaus auf das offene Meer gewagt haben muß.

Muscheln und Fische bildeten die Hauptnahrung; doch hat der aus einem Jäger zum Fischer gewordene Skandinavier jener weit zurückliegenden Zeit keineswegs auf Wildnahrung verzichtet. Gewann für ihn auch der Fischfang in steigendem Maße an Bedeutung, so betrieb er doch nebenbei noch immer die Jagd, und zwar hat sie gerade in der ältesten Zeit noch eine beträchtliche Rolle gespielt. Dafür zeugt die Tatsache, daß in den älteren Abfallhaufen die angebrannten und abgenagten Knochen vom Wildschwein, Elch, Hirsch und Reh durchaus nichts Seltenes sind. Auch Wasserratten und Biber scheint man in einzelnen Gegenden mit Vorliebe verzehrt zu haben, ferner Auerochsen, Wildhunde, Wildkazen, graue Bären, Wölfe, Füchse, Marber. Geflügel verschmähte der nordische Omnivore (Allesfresser) ebenfalls nicht. Der Inhalt der Abfallhaufen zeigt, daß er auch den Wildschwan, den Riesental (einen heute ausgestorbenen Schwimmbogel in der Größe einer Gans), den Auerochsen, die Eiderente und verschiedene kleinere Taucherbögel erlegt und verpestet hat. Doch kommen einzelne dieser Vögel nur in den allerältesten Schichten vor, zum Beispiel der Auerochsen: eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß der Auerochsen sich hauptsächlich von den jungen Trieben der Fichte und Kiefer nährt, und als später in Dänemark die großen Nadelholzwälder den Eichen-, Erle- und Buchenwäldern wichen, auch der Auerochsen verschwand.

Die Zubereitung der Speisen erfolgte in der älteren Kjökkenmöddingerzeit in der alten primitiven Weise. Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß in den ersten Jahrtausenden nach der Einwanderung in dieser Hinsicht irgendwelche erwähnenswerten Fortschritte gemacht worden sind; erst in den neuern Kjökkenmöddingern, die etwa im fünften Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung entstanden sein mögen, hat man Scherben roher Tongefäße gefunden — freihändig hergestelltes aus grobem Lehm, dem kleine granitine Gesteinsfragmente eingeknetet sind. Doch ist recht fraglich, ob diese Töpfe sogleich zum Kochen benutzt worden sind oder zunächst nur zur Aufbewahrung von Speiseteilen gedient haben, denn nicht nur sind die ältesten dieser Töpfe völlig henkellos, sondern sie haben auch eine meist nach unten zugespitzte Form, konnten also weder auf dem

*) Als 22. Bändchen der kleinen Bibliothek ist soeben im Verlag von J. G. W. Dieck Nachf., Stuttgart, erschienen: Heinrich Cunow, Die Technik in der Urzeit und auf primitiven Kulturstufen, zweiter Teil: Nahrungsbeschaffung und Ernährung, mit 28 Illustrationen. (Preis brosch. 75 Pf., geb. 1 M., Vereinspreis 50 Pf.) Außer dem hier abgedruckten Abschnitt enthält das Heft die Kapitel: Der Mensch als Naturwesen. — Nahrungsbeschaffung und -zubereitung in der mittleren Diluvialzeit. — Jagd und Fischerei am Ende der Diluvialzeit. — Tierzucht und Landbau des Pfahlbaumenischen. — Vom Hausbau zur Eisenzeit.

Fener stehen, noch an Henkeln darüber aufgehängt werden. Dagegen scheint man allerdings bei der Anfertigung dieser hafenartigen, henkellosen Tongefäße nicht stehen geblieben zu sein, denn in etwas späteren Fundstätten tauchen dann auch Scherben weißbauchiger Gefäße mit flachem Boden, Griffwarzen und Henkeln auf, deren unten stark verbrannte Böden und Seitenteile zeigen, daß sie einst auf oder neben dem Herdfeuer gestanden haben.

Neben der Fisch- oder Fleischnahrung spielte auf dieser Stufe des Fischerlebens die Pflanzenkost eine ganz untergeordnete Rolle. Spuren eines Landanbaues sind bisher nirgends, weder in den Küstenniederlassungen noch in den späteren Ansiedlungen an den Binnenseen im Innern des Landes. Wurzeln, Knollen, Beeren scheinen fast die einzige vegetabilische Zukost gebildet zu haben. Charakteristisch ist, daß in den älteren Küchenfährtschäufen auch der Mählstein noch gänzlich fehlt, also höchstwahrscheinlich die Zubereitung von rohem Gebäck der älteren Fischerbevölkerung Dänemarks und Schwedens noch völlig unbekannt war.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Musik.

Orientalische Musik. Die Malerei und die Dichtung des Orientalen, seine Philosophie und sein Kunstgewerbe haben im Abendlande stets Verehrer gefunden und die entsprechenden Zweige der westlichen Kultur stark beeinflusst. Dagegen ist die orientalische Musik den Europäern stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Sie erweckt bei dem Fremden den Eindruck geheimnisvoller Tiefe in weit stärkerem Maße als irgendeine andere Seite des orientalischen Lebens. Und da man mit Recht in der Musik den treuesten Ausdruck der Seele eines Volkes erblickt, läßt sich daraus erkennen, wie fremd sich im Grunde genommen trotz allen scheinbaren Annäherungen der Orient und der Okzident geblieben sind. Die Harmonien, die von einigen modernen Komponisten als „orientalisch“ ausgegeben werden, haben natürlich mit der Musik des Ostens gar nichts gemein, und obwohl Claude Debussy im Schweiße seines Angesichts die Tonwelt der Javaner studiert hat und sie in seinen epochemachenden Werken nachzuahmen glaubt, wird doch ein echter Sohn jener schönen Insel bei einem Debussy-Konzert nun und nimmer die Klänge seiner Heimat wiedererkennen. Von den Rätseln der wirklichen Musik des Orients hat kürzlich Lucie Delarue-Mardrus eine hübsche Beschreibung gegeben.

Während meiner Reisen im nördlichen Afrika, sagt sie, in Aegypten, in der Türkei, in Syrien und in Palästina, habe ich ganze Nächte hindurch der orientalischen Musik gelauscht. Die beste Musik hört man in Aegypten, danach kommt die von Syrien. Die berühmtesten Sänger und Sängerinnen des Ostens leben in Kairo. Die arabische Sängerin begleitet entweder ihr Orchester oder sie begleitet sich selbst auf der Laute. Die üblichen Instrumente eines ägyptischen Orchesters sind Zither, Flöte und Zimbel sowie die sogenannte Daraboula, ein mit Leder überspanntes Gefäß. Nur in ganz modernen Kapellen ist auch die Geige vertreten. Das Orchester präliert lange; die Musikanten sitzen dabei zusammengelauert auf einer Bank oder lungern auf Stößen am Fußboden. Während des Spieles hören sie bisweilen plötzlich auf, um zu trinken oder einige Scherzworte auszutauschen. Darauf setzen sie in aller Ruhe das Konzert wieder fort. Diese Musik läßt sich nur mit dem phantastischen und eintönigen Gesang eines Schwärmes von Vögeln vergleichen, der fortgesetzt die gleiche Melodie einstimmtig und in Moll wiederholt. Nach dem Prälium setzt der Sänger oder die Sängerin ein. Die arabische Stimme hat in Europa nicht ihresgleichen. Solche Töne kann im Abendlande keine Kehle hervorbringen. Es sind keine deutlichen Worte, sondern Triller und Seufzer, Schluchzen und Aufe und grelle, herzzerreißende Töne wechseln miteinander ab. Bei diesem kunstvollen und ganz natürlich wirkendem Gesange scheinen alle Töne des menschlichen Instinkts aus tiefer Nacht emporzuklingen. Für europäische Nerven ist die orientalische Musik freilich nicht geschaffen.

Unser brutales Applaudieren, das auf zartbesaitete Menschen wie eine Ohrfeige wirken kann, ist im Orient unbekannt. Will ein Araber dem Künstler seinen Beifall bezeugen, so stößt er einen dumpfen Ruf im Tone der oben geschilderten Musik aus. Ein solcher Seufzer eines ganzen hingerissenen Auditoriums macht einen unergleichlich tiefen Eindruck. Wenn man von einigen minderwertigen Sängerinnen absteigt, die in halb europäisierten Cafés auftreten, singt das mohammedanische Weib natürlich nur im Harem. Daraus folgt, daß die Fremden in Kairo wie sonst im Orient die wirklich bedeutenden Sängerinnen gar nicht hören können. Kurzum, die orientalische Musik ist für die Mehrzahl der Europäer immer noch ein völlig verschlossenes Gebiet. Es ist der letzte Zufluchtsort des Orients, der letzte Schatz, der noch unberührt ist, weil es dem alles profanierenden Europa unmöglich war, ihn zu erschaffen oder wiederzugeben.

Werkwürdigerweise macht die Musik der alten Griechen auf uns völlig den gleichen Eindruck wie die des heutigen Orient. So vertraut uns die übrigen Zweige der antiken Kunst sind, die wenigen Trümmer griechischer Melodien, die sich bis zur Gegenwart erhalten

haben, bleiben uns durchaus unverständlich und fremd. Das ist ein sehr wichtiges Manko in unserer Kenntnis des Altertums; denn die großen Tragiker Sophokles und Euripides, die ihre Dramen auch selbst komponiert haben, sind von ihren Zeitgenossen als Musiker ebenso hoch geschätzt worden wie als Dichter. Da tut sich die ungeheure Kluft auf, die das antike Empfinden von der modernen Welt trennt, während sich hier wie auf vielen anderen Gebieten die alten Griechen und die heutigen Orientalen wohl viel besser verstanden hätten.

Literarisches.

Wilhelm Holzamers Nachlasswerke (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Ende August werden fünf Jahre seit dem allzufrühen Hinscheiden Holzamers verstrichen sein. Den „Vorwärts“-Lesern war er schon, als er noch in Paris lebte, von wo er bleibend nach Berlin übergesiedelt, als Mitarbeiter bekannt. In unserer Unterhaltungsbeilage, sowie in der „Neuen Welt“ sind im Laufe der Jahre bis in diese Tage hinein zahlreiche große und kleinere Erzählungswerke von ihm zur Veröffentlichung gelangt; und man kann mit Recht behaupten, daß das Interesse an Holzamer nach seinem Tode merkllich gestiegen ist. Demzufolge konnte auch die Veranstaltung einer Nachlassausgabe von Romanen, Novellen und Erzählungen gewagt werden. Erschienen sind bisher außer dem großen Roman: „Der Entgleiste“, den unsere Leser kennen, „Gedichte“ — „Wendelschlage“, „Geschichten und Legenden“ und „Pariser Erzählungen“. Die Pöthstagnomie Holzamers als Dichter erleidet in diesem nachgelassenen Gedichtbuch keine sonderliche Veränderung, wofür wir es mit dessen drei lyrischen Vorgängern vergleichen. Alles Aufwühlende, Blutvolle, Stürmische, unmittelbar Leidenschaftliche und den Leser Packende blieb Holzamer verlag. Und wollte man vom Inhalt aus Schlüsse machen, so würde sich zeigen, daß der Kreis des dichterischen Erlebtes sehr eng begrenzt ist. Das Idyllische seiner kleinheftischen Heimat, die kleinen Leiden und Freuden während der dort verbrachten Kinder- und Jünglingsjahre lassen sein Gemüt nicht los. Die Bezirke, in denen die Gebrüder Grimm den Vorn altdeutscher Sagen und Märchen wieder springen ließen, sind auch die seinen. Nur daß es moderne Menschenmärchen sind, die er spinn. Manches Schöne findet sich hier, manches zart aus Düften und Frühlingstrahlen Gewobene. Dann flüchtet das Glück der Liebe seine Erinnerungen: bittere und süße. Ein weites Wandern kommt durch Feld und Wald — bis in ferne, fremde Länder hin. Aber eigentlich erschaut dies Dichterauge dort die Naturherrlichkeit wieder mit dem Hesperid. So ist denn auch in den Gedichten aus letzten Lebensjahren kein neuer Klang zu vernehmen, obwohl doch wieder alles mit Holzamerischen Sinnen gegeben ist. Des Verstorbenen, Träumenden steckt freilich auch viel in seinen Erzählungen. Stark aufgebaute, dramatisch belebte Handlungen wird man vergeblich suchen. Aber dem Feinen, das seine Kämpfe still zu Ende bringt, leiht er gern Helferdienste. Und dann hat er ein mitfühlendes Herz für alle sozialen Nöte des proletarischen Volkes. Diese Note klingt oft an — und stets mit inniger, versiehender Wärme. Der Erzähler Holzamer wird noch lange eine Gemeinde um sich versammeln. e. k.

Technisches.

Wie Stahl zersägt wird. Es ist bald ein Jahrhundert vergangen, seit zum ersten Male ein Amerikaner namens Daggett den Vorschlag machte, eine Säge ohne Zähne zum Schneiden von Stahl zu benutzen. Das alte amerikanische „Journal für Wissenschaft und Kunst“ veröffentlichte damals eine Beschreibung dieser Erfindung. Darin wurde für eine kreisförmige Scheibe aus dem Blech einer gewöhnlichen Ofenröhre nur eine Umfangsgeschwindigkeit von 150 Metern in der Sekunde gefordert, um das Zerschneiden auch harter Stahlsorten bewirken zu können. Es dauerte danach jedoch noch sehr lange, ehe ein derartiger Apparat zur praktischen Verwendung gelangte, wahrscheinlich weil die angegebene Geschwindigkeit zu schwer erreicht werden konnte. Im Jahre 1874 führte dann ein anderer Amerikaner Neese eine Kreisäge zum Metallschneiden ein, die bei einem Durchmesser von etwa einem Meter und einer Dicke von fünf Millimeter nur eine Geschwindigkeit von 70 Meter in der Sekunde beanspruchte. Diese Kreisägen, die gleichfalls einen glatten Rand besaßen, bewährten sich derart, daß sie bald in metallurgischen Anlagen und namentlich in Waffenfabriken zum Zerschneiden von Gewehrläufen benutzt wurden. Heute haben sich diese Maschinen außerordentlich vervollkommenet. Sie sind nicht viel größer geworden, lassen sich aber durch starke Elektromotoren mit der hohen Geschwindigkeit von 2000 Umdrehungen in der Minute bewegen und durchschneiden ein Stück T-Eisen von 61 Zentimeter in 16 Sekunden. Erst nach zwei oder drei Monaten machen sie eine Auffrischung erforderlich, die aber in einer Viertelstunde bewirkt werden kann. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit der Sägen ist eigentlich immer noch ein Rätsel, das nur mangelhaft durch die Annahme erklärt wird, daß sich der Stahl durch die Entwidlung hoher Wärmegrade an den Verührungsstellen verflüssigt. Dabei soll der durch die schnelle Drehung der Säge erzeugte Luftstrom von besonderem Einfluß sein. Nach der herrschenden Theorie kommt das Metall der Säge mit dem zu durchschneidenden festen Metall überhaupt nicht in eigentliche Verührung.